

Dieter Arendt

## Der Affe im Spiegel der Literatur

Oder: Sind Affen denn auch Leute?

*„Ihr Affentum, meine Herren, sofern Sie etwas  
Derartiges hinter sich haben, kann Ihnen nicht  
ferner sein als mir das meine“ (Franz Kafka,  
Bericht für eine Akademie).*

Die in den indischen, malaiischen, chinesischen, japanischen und afrikanischen Mythen nicht seltene Apotheose oder zum wenigsten die Heroisierung der Affen mag dem Abendländer auf den ersten Blick erstaunlich anmuten, indessen reicht sein Wissen doch hin, sich die Achtung vor den haarigen Nachbarn mit den dunklen Augen zu erklären aus ihrer Friedfertigkeit; vielleicht weiß er noch mehr: Im indischen National-Epos Ramayana, dessen Anfänge in das erste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurückreichen, kann der Fürst Rama nur im Bund mit dem Affenkönig Sugriva, dessen Minister Hanumat und ihrem tapferen Affenheer die von Dämonen entführte Fürstin Sita zurückgewinnen – bis zum heutigen Tag ist der gemeinsame Kampf der verbündeten Menschen und Affen gegen die Dämonen ein beliebtes Schauspiel auf den Bühnen und Marktplätzen in Indien.

In der abendländischen Literatur<sup>1</sup> und Bildkunst genießt der Affe weder Bewunderung noch Verehrung, sondern spielt eine höchst zweifelhafte Rolle sowohl unter den Tieren als auch unter den Menschen. Warum?

Der Affe als Fabeltier gibt in besonderer Weise Anlaß zur nachdenklichen Betrachtung, wenn nicht gar zu einer erregenden Erfahrung für den Menschen: Löwe, Fuchs, Wolf und Bär sind als Fabelbilder zwar gleichfalls nicht ehrenvolle Projektionen menschlichen Geistes, aber immerhin Ausdruck akzeptabler Eigenschaften seines Charakters, der Affe aber scheint doch bereits auf den ersten Blick mehr zu sein als nur das Abbild einer Eigenschaft, er ist gleichsam sein Spiegelbild, das ihm im poetischen Rahmen der Fabel ein bleckendes Gesicht schneidet, und als Pithekanthropus erinnert er sogar mit seinem vornehmen Namen an eine peinliche Vetternschaft; der Mensch beeilt sich deshalb um so eifertiger, das Verwandtschaftsgefühl zu verdrängen und dadurch zu kompensieren, daß er seinen flinken und hurtigen und ihm nachäffenden Vettern im Fell mit Entschiedenheit die Rolle der Dienstbarkeit zuschreibt; der Affe mag aufsteigen zum Kammerherrn seiner Majestät, er wird niemals Minister, sondern bleibt ein Ministrant, ein Serviteur, ein Steward, und seine geschickten Manieren sind nichts als manierierte Anpassung an



die guten Sitten und ermangeln des Verstands und der Vernunft, kurz: er bleibt der Depp unter den Tieren und Menschen.

### Äsops Affen und ihre Nachkommen

Schon Äsop hat dem Affen eine Rolle zugeschrieben, die er bis heute behalten hat in der Partitur der großen Fabelkomödie: Er ist der bewunderte Mime, der Schauspieler, der Tänzer, der Gaukler, der Harlekin und der Clown inmitten seiner würdigen Umgebung. Als Mime aber eignet er sich vorzüglich zum Spaßmacher an der Tafel seiner Herren und zum Schausteller am Königshof; mit seinen Künsten vermag er seine Herrschaft wohl zu unterhalten, zu erfreuen, zu belustigen und ihr gar zu gefallen, aber was immer er tut – er bleibt ein Affe:

*Die tanzenden Affen.* Ein ägyptischer König soll Affen das Tanzen haben lehren lassen. Die Tiere, deren mimische Talente ja hervorragend sind, begriffen die Kunst sehr schnell und tanzten mit Masken in Purpurgewändern. Eine Zeitlang ging die Sache gut; dann aber kam ein Witzbold auf einen schlimmen Einfall. Er brachte nämlich im Bausch seines Gewandes Nüsse mit und warf diese mitten unter die Tanzenden. Wie die Affen das sahen, vergaßen sie das Tanzen gänzlich und wurden aus Tänzern wieder zu Affen. Sie rissen sich die Masken vom Gesicht, zerfetzten die Purpurgewänder und balgten miteinander um die Beute. Das ganze Ballett stob auseinander, und das ganze Theater lachte<sup>2</sup>.

Der Affe als Mime am Königshof – wie aber sollte er mit seinem berücksichtigen Tanzen nicht die Gunst seiner Herrschaft gewinnen oder gar den Respekt des ganzen Hofstaats? In der Tat: Der Mime, der Anpasser wird zum Aufsteiger und gar zum Prätendenten des Throns. Wer aber ist jener „Witzbold“, der ihm sein Glück bei Hof nicht gönnt und ihn lächerlich macht vor dem ganzen Hoftheater?

Die antike Fabel hat eine bezeichnende Fortsetzung oder Variation gefunden; daß man den Affen widerspruchslos zum König kürt, macht nachdenklich, und es ist wohl verständlich, daß sie in einer deutschen Überschrift mit einem Fragezeichen versehen wird<sup>3</sup>:

*Der Affe als König?* Auf der Versammlung der Tiere tanzte der Affe und war so populär, daß er durch Abstimmung zum König gewählt wurde. Dies neidete ihm der Fuchs, und da er in einer Falle ein Stück Fleisch liegen sah, führte er den Affen dorthin und sprach: „Ich habe etwas Wertvolles gefunden, doch hab' ich mir's nicht angeeignet, sondern als Gabe für den König aufbewahrt: geh nur hin und nimm dir's!“ Nichts Böses ahnend, ging der Affe hin und saß sogleich in der Falle. Er beschuldigte den Fuchs, er habe ihn in einen Hinterhalt gelockt, doch dieser sagte: „Herr Affe, mit so wenig Verstand willst du König über die Tiere sein?“ So erntet, wer Geschäfte ohne Vorbedacht in Angriff nimmt, zum Schaden noch den Spott.

Der Affe als König? Der Löwe könnte sich das wohl gefallen lassen, d. h. mit Nichtachtung übersehen und übergehen; auch der Elefant wird sich nicht um ihn kümmern und nicht der Wolf – aber der Fuchs? Der Fuchs, dessen Ambitionen am Königshof zu seinem Prestige gehören, wie sollte der Kanzlerkandidat sich einem Affen empfehlen?! Der Fuchs ist nicht nur politisch klug, sondern auch politisch



hinterhältig genug, den affigen Herrn in die Falle zu schicken und den affigen König zu stürzen; ein Affe kommt nicht auf gegen die politische List des Fuchses und nicht gegen den fuchsischen Vorbehalt und schon gar nicht gegen den fuchsischen Karrieristen und Ambitioneur um die Kanzlerschaft.

Seit der Antike also ist das ungleiche Paar beisammen: der Affe und der Fuchs. Die mimische Kunst des Affen aber mag noch so viel Klugheit vorspielen und vortäuschen, den Fuchs kann sie nicht betören; auch wenn der Affe im offenen Wettstreit um die höhere Würde mit einem Seitenblick auf den Menschen seine edle Verwandtschaft ins Spiel bringt, macht es dem Fuchs wenig Eindruck, denn allzu leicht ist der Hochstapler zu durchschauen. Eine äsopische Fabel erzählt<sup>4</sup>:

*Fuchs und Affe.* Fuchs und Affe zogen miteinander des Weges und stritten, wer von edlerer Abstammung sei. Beide brachten vieles vor; als sie aber an einen Ort kamen (wo Grabmäler waren), startete der Affe sie an und schluchzte. Der Fuchs fragte, warum; da zeigte der Affe auf die Grabsteine und sagte: „Wie soll ich nicht weinen, wenn ich die Grabmäler von Freigelassenen und Knechten meiner Ahnen sehe!“ Darauf der Fuchs: „Lüge, soviel du willst: von jenen wird keiner aufstehen, um dir zu widersprechen.“ So prahlen auch bei den Menschen die Lügner am meisten dann, wenn sie keiner widerlegen kann.

Die antike Fabel ist höchst beredt: Der Affe rührt mit seinen Sprüchen an ein recht früh verdrängtes Wissen; daß er den peinlichen Eindruck der Verwandtschaft mit dem Menschen ungeniert in Worte faßt, nimmt zwar ein erst zweitausend Jahre später aufdämmerndes und beunruhigendes Problem vorweg, aber dies wäre nicht gar so ärgerlich, wenn er nicht gleichsam beiläufig und von oben herab den Menschen als seinen Freigelassenen bezeichnete und sich damit präventiös aufspielte zu seinem Herrn. Der Mensch mag von Glück sagen, daß die fuchsische List Sieger bleibt in diesem affigen Streit.

Daß in der christlichen Fabeltradition der Mensch als Ebenbild Gottes empfindlicher oder gar beleidigt reagierte auf die ihm zugemutete Affinität zum Affen und zutiefst erschrak bei der Vorstellung eines Affen als Kronprätendenten, liegt nahe. Der „Physiologus“, das älteste christliche Fabelbuch, zögert nicht, den Affen so weit vom Menschen abzurücken wie möglich: Der Affe ist sein Gegenbild, seine animalische Versuchung – der Affe ist der Teufel<sup>5</sup>:

*Vom Wildesel und vom Affen.* Es gibt auch eine andere Eigenart des Wildesels. Es sprach der Physiologus, er befinde sich in den Königspalästen, und am fünfundzwanzigsten Tage des Monats Phamenoth schreiet er zwölfmal, und dann merkt der König und sein Gesinde, daß jetzt Tagundnachtgleiche ist. Und in gleicher Weise auch der Affe, wenn er in der Nacht siebenmal pißt, merkt man, daß Tagundnachtgleiche ist. Der Wildesel ist der Teufel. Wenn nun die Nacht, das ist: das Volk der Heiden, gleich geworden ist dem Tag, das ist: der Zahl der Gläubigen und Propheten, dann schreit der Wildesel, nämlich der Teufel. Auch der Affe spielt die Rolle des Teufels. Er hat nämlich einen Anfang, nämlich einen Kopf, aber kein Ende, nämlich keinen Schwanz, so wie auch der Teufel, der am Anfang einer der Erzengel war, aber sein Ende ist nicht zu finden.

Ist das noch ein Fabelbild? Der statischen Kontur fehlt die Bewegung, die kommunikative Handlung, die den Vergleich erst ermöglicht; allzu eilfertig deutet



ein verängstigter Blick sich die Wirklichkeit; die Sinne werden dirigiert von einem Sensus spiritualis, der alle Dinge allegorisiert zugunsten eines Glaubens, der nicht mehr von dieser Welt.

Daß aber die Fabel vom Affen als Kronprätendenten sich immer in neuen Variationen wiederholt, verwundert nicht, um so weniger, als an der Schwelle zur Neuzeit die Frage nach dem Recht des Königtums zugleich seine gewagte Infragestellung ist; das königliche Recht weckt den Ruf nach der königlichen Würde und das Verlangen, den Aufsteiger und Usurpator zu demaskieren und zu degradieren. Als im Zeitalter der Aufklärung die sich im Bild verbergende und offenbarende Argumentation der Fabel wiederentdeckt und ihre bilderreiche Rhetorik genutzt wird, ist der Affe nicht zufällig das Medium der Kritik am präventösen Adel.

Lafontaines Fabeln stehen zwar nun in einer bereits zweitausendjährigen Äsop-Tradition, aber ihr antiker Erzähler ist noch hörbar, wenn die Geschichte nun auch auf einer französischen Bühne spielt<sup>6</sup>:

*Der Fuchs, der Affe und die Tiere.* Die Tiere, nach dem Hinscheiden eines Leuen,/versammelten sich, auf daß man einen/neuen König aus einem der lebenden Prinzen mache./Man holte die Krone aus dem Fache:/den Hort bewachte ein grimmiger Drache./Doch bei der Probe, die alle Prinzen umfaßte,/ergab sich, daß keinem Prinzen die Krone paßte;/bei mehreren waren die Köpfe zu klein,/bei andern zu groß, selbst gehörnte fanden sich ein./Der Affe machte die Probe auch./Spaßhalber zog er die Krone über Stirn und Bauch,/die wildesten Grimassen schnitt er auch/und flink mit tausenderlei Affengezaus/schlüpfte er wie durch einen Faßreif heraus./Den Tieren gefiel das tolle Gemim';/er ward erwählt: sie huldigten ihm./Nur der Fuchs bedauerte die Wahl,/zeigte aber sein Gefühl nicht überall./Mit einem Knickse klein und keck/sprach er zum König: Ich kenne, Sire, ein Versteck/und glaube, sonst kennt niemand den Fleck./Was dort an Schätzen liegt und ruht,/gehört wohl rechtens zum Königsgut./Die neue Majestät, sehr gierig nach Gewinn/und ängstlich vor Betrugerei, lief selber hin./Es war eine Falle: der Affe saß bald drin./Namens der Versammlung fragte der Fuchs obenhin:/Willst du uns immer noch regieren/und weißt nicht einmal dich selbst zu führen?/Er ward entthront, und alle fanden genehm:/Nur wenigen gebührt das Diadem.

Lafontaines Fabel tadelte schon Lessing als überladen und aufgeblasen, aber die alte literarische Form ist trotz des veränderten und erweiterten Inhalts doch von gleicher Intention: Wenn der Löwe, der König der Tiere, stirbt, spielt der Fuchs seine entscheidende Rolle bei der Königswahl, und er gönnt nicht jedem die Krone – am wenigsten dem Affen. Die Fabel aber versteht man erst dann richtig, wenn man eingedenk bleibt: Der Schreiber ist ein Mensch!

Lessings vierteilige Fabel mit dem bedeutsamen Titel „Der Rangstreit der Tiere“ läßt vermuten, daß das antike Motiv der Adels- und Fürstenkür im zeitlichen und räumlichen Bereich der deutschen Aufklärung seine Aktualität noch nicht verloren hatte: Der Adel heischte noch immer Respekt, und auch der Fürst galt noch immer, trotz der Zweifel an seiner göttlichen Legitimität, als ein für das Volk notwendiger Souverän; die Frage war nur, wer seine Wahl, seinen Anspruch und seine Herrschaft zu akkreditieren hatte. Der Mensch – dies wußte man längst – urteilte nach dem Gesetz des privatistischen Vorteils und der egoistischen Nützlichkeit



und orientiert an seinem utilitaristischen Prinzip, war kein sehr verlässlicher Richter beim Streit um Adel und Rang; dies lehrt die alte neue Fabel<sup>7</sup>:

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. „Ihn zu schlichten“, sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Teilen und kann desto unparteiischer sein.“ „Aber hat er auch Verstand dazu?“ ließ sich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckte Vollkommenheit zu erkennen.“ „Das war sehr weislich erinnert!“ sprach der Hamster. „Ja wohl!“ rief auch der Igel. „Ich glaube nimmermehr, daß der Mensch Scharfsinnigkeit genug besitzt.“ „Schweigt ihr!“ befahl das Pferd. „Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.“

Der Mensch ward Richter. – „Noch ein Wort“, rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch tust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Wert bestimmen?“ „Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel“, antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid.“ – „Vortrefflich!“ versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdenn unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!“

Der Mensch entfernte sich. – „Nun“, sprach der höhnische Maulwurf – (und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bei) –, „siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir.“ „Aber aus bessern Gründen als ihr!“ sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

In Lessings Fabel ist die natürliche Würde des Löwen noch immer unbestritten, nicht zuletzt auf der Folie des Esels, obwohl oder eben weil das häusliche Grautier doch so nützlich ist für den Menschen. Lessings Fabel beläßt nicht nur dem Löwen seinen natürlichen Adel, er steigert seine Würde nicht nur dadurch, daß er das königliche Tier unbekümmert um das richterliche Urteil des Menschen mit majestätischem Stolz aus der Versammlung gehen läßt, er hebt nicht zuletzt seinen Rang durch das Gegenbild, durch den Hinweis auf den Esel – und den Affen!

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!“ – Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgte der weise Elefant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz alle, die ihren Wert fühlten oder zu fühlen glaubten. Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murreten, waren – der Affe und der Esel.

Daß der Esel murt, ist weniger verständlich als die Unzufriedenheit des Affen, denn das Grautier hätte gewiß wenig Chancen gehabt, aus seinem Dienstverhältnis entlassen und von seinen Pflichten entlastet zu werden. Der Affe aber darf sich als ein jedweder Laune gefälliger Mime mit der Hoffnung schmeicheln, nach dem Schiedsspruch des Menschen nicht gar so schlecht zu fahren und nicht gar so weit hinten zu rangieren auf der Rangskala der Tiere. *Fabula docet*: Damit spricht er sich selbst das Urteil – der Mensch!



## Der Affe als Legationsrat und Kammerherr

In der literarischen Tradition treffen wir den Affen immer aufs neue in der Nähe des listigen Fuchses; in den aus dem frühen Mittelalter auf uns zugekommenen Reineke-Geschichten hat er selbstverständlich auch seinen ihm zukommenden Platz. Der altfranzösische „Roman de Renart“ erzählt: Am Hof des Königs spielt „der Gaukler Cointereau, ein Affe, der in Spanien geboren wurde“, seinen Part; nicht von ungefähr verhält er sich am Gerichtstag neutral, und erst als das Urteil gefällt ist und Renart zum Richtplatz geführt und von allen geschmäht wird, wagt er eine öffentliche Geste: „Der Affe zieht ihm ein Gesicht und schlägt ihn auf die Backe.“<sup>8</sup>

Renart-Reineke ist nachtragend, und es ist deshalb wenig erstaunlich, daß der Affe sich stets aufs neue heranmacht an seinen Konkurrenten am Hof, daß er für den rehabilitierten Sünder sogar Partei nimmt und ihm mit guten Ratschlägen aus der Klemme hilft. Im mittelniederdeutschen „Reineke de Vos“ vom Jahr 1498, in jenem Epos, das Goethe während des französischen Revolutionsdramas gleichsam zur eigenen Erheiterung in hochdeutsche Hexameter übertrug, gehört Martin, der Affe, endlich zu den engsten Freunden, ja sogar zur Verwandtschaft des Fuchses; mit Stolz bietet er dem am Hof in Ungnade gefallenem und vom Papst mit dem Bann belegten Oheim seine Hilfe an<sup>9</sup>:

Martin versetzte: „Da kann ich Euch helfen, es trifft sich! Soeben/Geh' ich nach Rom und nütz' Euch daselbst mit künstlichen Stücken .../Meine Gelder schickt' ich voraus; denn, seht nur, so wird man/Dort am besten bekannt. Sie reden wohl von Zitieren:/Aber das Geld begehren sie nur. Und wäre die Sache/Noch so krumm, ich mache sie grad' mit guter Bezahlung .../Denn der Papst ist alt und krank und nimmt sich der Dinge/Weiter nicht an, man achtet ihn wenig. Auch hat nun am Hofe/Kardinal Ohnegenüge die ganze Gewalt, der ein junger/Rüstiger Mann ist, ein feuriger Mann von schnellem Entschlusse./Dieser liebt ein Weib, das ich kenne; sie soll ihm ein Schreiben/Bringen, und was sie begehrt, das weiß sie trefflich zu machen./Und sein Schreiber Johannes Partei, der kennt aufs genaueste/Alte und neue Münze .../Dann sind noch zwei Richter daselbst, die heißen Moneta/Und Donarius; sprechen sie ab, so bleibt es gesprochen./So verübt man in Rom gar manche Listen und Tücken,/Die der Papst nicht erfährt. Man muß sich Freunde verschaffen!

Trotz Goethes Hexameter und trotz der hochdeutsch veredelten Namen vernimmt man die polemische Sprache der Vorreformation: der Affe nutzt seine Beziehungen zur Kurie in Rom zur Festigung der Freundschaft und zum Erweis der Verwandtschaft mit dem Höfling Fuchs; übrigens auch bei Hofe hat er nun seinen festen unbestreitbaren Platz, dort nämlich schaltet und waltet seine Gattin Frau Rückenau – genauer übersetzt müßte sie heißen: Frau Riechgenau! – als Hofdame in den Gemächern der Löwin, der Königin, und er kann den Fuchs mit trostreichen Worten ihrem Schutz empfehlen:

Geht nur nach Hofe, Ihr werdet daselbst Frau Rückenau finden,/Meine Gattin; es liebt sie der König, unser Gebieter,/Und die Königin auch, sie ist behenden Verstandes./Sprecht sie an, sie ist klug, verwendet sich gerne für Freunde.



Und in der Tat: Die Äffin, Frau Rückenau, hilft dem räuberischen Familienfreund heraus aus seiner hoffnungslosen Lage, nicht nur dadurch, daß sie für ihn gute Worte einlegt bei der Königin und beim König, sondern auch dadurch, daß sie ihn mit trefflichen Ratschlägen und schlaun Tricks versorgt vor seinem letzten Zweikampf mit dem Wolf; als der mit Öl gesalbte Fuchs über seinen gefährlichen Gegner heimtückisch gesiegt hat und zum Kanzler ernannt worden ist, kann der Affe sicher sein, nun gleichfalls Amt und Würde zu gewinnen bei Hofe.

Goethe fand noch ein weiteres Affen-Kapitel in seiner niederdeutschen „Reineke“-Vorlage: Fuchs und Wolf als Besucher bei den Meerkatzen. Reineke begrüßt und behandelt dort das häßliche Affengeschlecht recht freundlich, wenn nicht gar freundschaftlich und familiär, obwohl er später entschieden bestreitet, mit ihnen befreundet oder gar verwandt zu sein; der Wolf aber nennt sie mit Grausen „abscheuliche Tiere“, „Mooraffen“ und „junge Teufel“.

Als Goethe in den neunziger Jahren dem „Urfaust“ später die Hexenküchen-szene anfügte, spielen die Meerkatzen dort als Spiel- und Gesprächspartner Mephistos im Dienst der Hexe ihre rätselhafte Rolle. Eine Kugel vor sich her rollend, zelebriert ein Meerkater sinnreiche Sprüche:

Das ist die Welt;	Und hier noch mehr:
Sie steigt und fällt	Ich bin lebendig!
Und rollt beständig;	Mein lieber Sohn,
Sie klingt wie Glas –	Halt dich davon!
Wie bald bricht das!	Du mußt sterben!
Ist hohl inwendig.	Sie ist von Ton,
Hier glänzt sie sehr,	Es gibt Scherben.

Mephistopheles thront unterdessen – wie die Bühnenanweisung vieldeutig bemerkt – „mit dem Wedel spielend“ auf einem Sessel und fühlt sich in dieser Umgebung wie ein König. Die Meerkatzen, eine Krone balancierend, die unter ihren Pfoten zerbricht, deklamieren im Chor ein makabres Reimspiel:

O sei doch so gut,	Nun ist es geschehn!
Mit Schweiß und mit Blut	Wir reden und sehn,
Die Krone zu leimen!	Wir hören und reimen.

Und Mephistos Antwort bestätigt, daß die Krone schon immer der Einsatz war im Glücksspiel zwischen Affen und Teufeln: „Nun, wenigstens muß man bekennen,/Daß es aufrichtige Poeten sind.“<sup>10</sup>

Sind seit Goethe die Affen bühnenfähig? Als Mephistos Spielpartner in der Hexenküche können sie wohl kaum darauf Anspruch machen; aber als Mimen sind sie immerhin avanciert: Das affige Spiel ist als Nachahmung menschlichen Ernstes eine grandiose Metapher des blutigen Welttheaters, und als Narren im Tierfell repräsentieren sie nun auf eine hintersinnig-hinterhältige Weise jene verschlüsselte Wahrheit, die nur durchschaubar ist für den Arkanphilosophen aus der Schule Mephistos. Sollte der Affe als Mime mit seinen Faxen die Menschen zur Einsicht zwingen über den hintergründigen Sinn aller Kunst, nämlich daß sie nicht mehr



und nicht weniger offenbart als immer nur die von den Thronkämpfen des Affen gespielte Weltgeschichte? Sollte Mimetik und Artistik nun gar Bewunderung finden als höchste Kunst? Sollte Kunst nicht mehr sein als ein mimetisches Spiel und ein Affen-Theater? Der Philosoph, der durch diese Frage auf den Plan gerufen wird, hat die Frage ohne viel Mühe geschlichtet:

Hegel macht sich lustig über die Kunstexperten, die die Nachahmung der Natur als das höchste Ziel der Kunst ausgeben; Nachahmung – das sei eben die Kunst der Affen, genauer, die Kunst, mit der nur die Affen zu täuschen und zu belustigen verstehen, die Kunst aber, mit der man auch Affen täuschen und belustigen kann. In seiner Vorlesung über die „Philosophie der Kunst“ vom Anfang des neuen Jahrhunderts stehen die bissigen Sätze<sup>11</sup>:

„Zwar gibt es ebenso Beispiele vollendet täuschender Nachbildung. Die gemalten Weintrauben des Zeuxis sind von alters her für den Triumph der Kunst und zugleich für den Triumph des Prinzips von der Nachahmung der Natur ausgegeben worden, weil lebende Tauben dieselben sollen angepickt haben. Zu diesem alten Beispiele könnte man das neuere von Büttners Affen hinzufügen, der einen gemalten Maikäfer aus Rösels Insektenbelustigungen zernagte und von seinem Herrn, dem er doch auf diese Weise das schönste Exemplar des kostbaren Werkes verdarb, zugleich um dieses Beweises von der Trefflichkeit der Abbildungen willen Verzeihung erhielt. Aber bei solchen und anderen Beispielen muß uns wenigstens sogleich beifallen, daß, statt Kunstwerke zu loben, weil sie *sogar* Tauben und Affen getäuscht, gerade nur die zu tadeln sind, welche das Kunstwerk zu erheben gedenken, wenn sie nur eine so niedrige Wirkung von demselben als das Letzte und Höchste zu präzisieren wissen.“

Hegel geht es um die menschliche Würde der Kunst, und sein Diktum ist deutlich: Wer die Mimesis zum Maßstab macht für die Kunst, macht den Affen zum Maßstab für den Menschen. Das leidige Mimesisthema ist damit abgetan – im Kunststreit, nicht aber in der Politik. Aristoteles hatte den Menschen ein Zoon politikon genannt, ein politisches Tier. Der Affe, so scheint es, ist der vergrößerte Schatten des Homo politicus am Hof der politischen Möglichkeiten: Dort dient und dienert der Höfling und paßt auf seine Chance, der Aufpasser, der Anpasser, der Mitläufer, der Aufsteiger und der Karrierist; als solcher fällt er besonders auf in politisch brisanten Zeiten.

Als Eduard von Bauernfeld, der österreichische Adlige, der unverstellt mit den Liberalen seines Landes sympathisierte, kurz vor der Bürgerrevolution im Jahr 1845 seine Fabelszene mit dem beißenden Titel schrieb „Die Reichsversammlung der Tiere“, ist es der Affe, der sich noch königstreu bekundet mit seinem Ausruf: „Vive le roi! Ihm dien’ ich gern,/Geht nichts über einen Kammerherrn!“<sup>12</sup>

Im Revolutionsjahr 1848 wird er deutlicher: „Die Republik der Tiere“ heißt die bissige Hof- und Ständesatire. Dort sind die Affen in der Tat die Kammerherren der Majestät; ihre vornehmste Aufgabe ist es, die Majestät abzuschirmen gegen die Politik und keine Unruhe heranzulassen an den wackligen Thron – so lautet ihre Anweisung, gegeben von seiner Exzellenz dem Minister Fuchs, der nun niemand anderes ist als der Kanzler: Metternich! Er ist der regierende Herr hinter dem Rücken seiner ahnungslosen Majestät.



In der Mitte des Jahrhunderts erscheint in England ein Buch, das die Fabel-Geschichte des Affen in beklemmender Weise nahe an die Wirklichkeit führt: „On the Origin of Species“ – „Über den Ursprung der Arten“. Der Biologe Charles Darwin legt dem Menschen seinen Stammbaum vor, und dieser entdeckt – ob zu Recht oder Unrecht – mit Schrecken, daß er der Urenkel seines peinlichen Konkurrenten ist: des Affen. Der darwinistische Schock ist spürbar in ganz Europa; den Menschen erfaßt tiefe Scham vor dem Menschen, und um diese Scham zu überspielen, zu übertönen, beginnt ein vielstimmiges Konzert: Die einen appellieren pathetisch an die Würde des Menschen, die anderen machen sich lustig über die kuriose Entdeckung oder kokettieren brüderlich mit dem Affen im Menschen. Seit der Antike ahnte man es wohl, aber niemand hat es ungeniert auszusprechen gewagt.

„Daß der Mensch vom Affen abstammen sollte, war eine Zumutung der Wissenschaft an das Selbstgefühl des Menschen, gegen die sich zunächst fast alle sträubten. Die Geschichte unserer Herkunft, die von der Bibel aufgewiesen wurde, entsprach der Gewißheit der eigenen Würde viel besser und ließ sich deshalb viel leichter glauben als eine Herleitung vom Tier, die Herder, selbst als reine Spekulation, schon für sein ganzes Jahrhundert als ‚entehrend‘ rundweg abgelehnt hatte. Gerade die Affen zeigten neben ihrer Possierlichkeit als Karikatur des Menschen allen Beobachtern zugleich so viele als schamlos und abstoßend empfundene Unanständigkeiten, daß zarte Gemüter – wie etwa das Fräulein Otilie in Goethes Wahlverwandtschaften – bereits in Ohnmacht fielen, wenn man nur von diesen Tieren sprach.“<sup>13</sup>

Der Mensch aber kann nicht umhin, jetzt muß er sich nicht nur der Herausforderung der Poesie, sondern auch der Wissenschaft stellen, wie laut der Ruf der Scham und Empörung auch sein möge: Es ist eine Affenschande!

### Der darwinistische Schock

Nietzsches Evangelium vom Übermenschen als Folge und Ausdruck des darwinistischen Schocks erklären zu wollen, mag befremden, aber die Flucht vor dem Menschen scheint gewiß nicht zufällig motiviert zu sein durch die Angst vor dem ihn verfolgenden Affen. Zarathustras Predigt ist deutlich genug:

„Und Zarathustra sprach also zum Volke: *Ich lehre euch den Übermenschen*. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr getan, ihn zu überwinden? Alle Wesen bisher schufen etwas über sich hinaus: und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein und lieber noch zum Tiere zurückgehn, als den Menschen überwinden? Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Und ebendas soll der Mensch für den Übermenschen sein: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Ihr habt den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht, und vieles ist in euch noch Wurm. Einst wart ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe als irgendein Affe.“<sup>14</sup>

Nietzsches Frage-und-Antwort-Spiel ist von beklemmender Aktualität: „Was ist der Affe für den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham.“ Und Zarathustras Appell ist verräterisch: Der Mensch wird seiner Würde nicht mehr



froh; die Erinnerung an seine unwürdige Herkunft und Verwandtschaft ist es, die ihn schamrot macht. Der Mensch nur vermag Scham zu empfinden, und dieses subtile Gefühl zeichnet ihn aus gegenüber der Schamlosigkeit der Tiere; schmerzlich aber empfindet er diese Scham, weil er um sie weiß, weil sein Wissen ihn immer aufs neue seiner Würde entkleidet und ihm zeigt, daß er nackt und bloß dasteht vor dem Forum des historischen Gerichts. Zarathustra verrät mehr als er wollte mit seiner pathetischen Predigt: Der Mensch auf der Flucht vor seinem Spiegelbild, das ihn allemal eher einholt, als er sein neues Ziel erreicht: den Übermenschen.

Georg Heyms Gedicht „Der Affe“ scheint Ausdruck zu sein für das resignative Bewußtsein des über sich hinaus strebenden Menschen, der seine Hoffnung aufgegeben hat angesichts seines Spiegelbilds; der geistige Höhenflug ist bedroht vom Schwindel, und der Schrecken vor sich selbst stürzt ihn zurück auf die Erde. Dort agiert er wie seit Jahrtausenden in einem ihm vor-geschriebenen Schauspiel<sup>15</sup>.

I

Er zittert oben hoch auf dem Kamel  
In einem roten Rock auf seinem Brette.  
Er klettert schnell herab auf den Befehl  
Und schleift am Fuße nach die dünne Kette.

Er hüpfte auf einem Bein. Er schlägt behende  
Das Tamburin und bläst auf der Schalmei.  
Dann geht er ab den Kreis und streckt die Hände  
Nach Pfennigen aus, und dankt wie ein Lakai.

In seinem Auge rollt ein Feuer weiß  
Kalt wie ein Frosch, und seine Stirn gerinnt  
In viele Runzeln, wie ein Greis  
Uralt, und wie ein neugebornes Kind.

II

Er hält der Schläfer und der Wagen Wacht  
Und hockt auf einem Stein an der Chaussee.  
Tief in ihm klopft das Rätsel, und die Nacht  
Des Eingekerkerten, das dunkle Weh.

Es kratzt in ihm nach einer kleinen Pforte,  
Er sieht sich um voll Angst und starrt herauf  
Zum Kreis der Sterne, die dem dunklen Orte  
Schwach leuchten, in der dumpfen Stunden Lauf.

Das dunkle Volk der flatternden Plejaden  
Huscht wie ein Fledermäuse-Schwarm dahin.  
Der Wagen zieht auf seinen dunklen Pfaden  
Stumm fort und ohne Last seit Urbeginn.

Es staunt das Tier. Da kommt mit gelbem Hut  
Der Mond gerannt und stolpert durch den Grund.  
Da duckt es sich, und matt verrollt sein Blut  
Gebunden wieder in den Adern rund.

Der Affe – nach wie vor ein Lakai, der um Pfennige bettelt im Dienst wandernder Schausteller, die sich aufspielen als seine Herren; aber der dressierte Geist ist zugleich ihre Karikatur: Der Affe ist der in sich selbst gefangene und in seiner Gefangenschaft verkümmerte Mensch, und in seinen Augen trauert die versiegte Weisheit des Puer-Senex, des Greis-Kindes: „Uralt und wie ein neugeborenes Kind.“



### Sind Affen denn auch Leute?

Auch bei Wilhelm Busch scheint der darwinistische Schock durchzuschlagen, aber der Mensch kompensiert seine verletzte Würde nicht durch das Postulat seines utopischen Zukunftsbildes, sondern durch das Eingeständnis seiner Unwürdigkeit; es irritiert ihn weniger seine biologische, es amüsiert ihn vielmehr seine anthropologische Verwandtschaft mit dem Affen. Schon als Kinder lachten wir über das Affengedicht in unsrem Schullesebuch<sup>16</sup>:

Der Bauer sprach zu seinem Jungen:  
Heut in der Stadt, da wirst du gaffen.  
Wir fahren hin und sehn die Affen.  
Es ist gelungen  
und um sich schief zu lachen,  
was die für Streiche machen  
und für Gesichter  
wie rechte Bösewichter.  
Sie krauen sich,  
sie zausen sich,  
sie hauen sich,

sie lausen sich,  
beschnupern dies, beschnupern das,  
und keiner gönnt dem andern was,  
und essen tun sie mit der Hand,  
und alles tun sie mit Verstand,  
und jeder stiehlt als wie ein Rabe.  
Paß auf, das siehst du heute.  
O Vater, rief der Knabe,  
sind Affen denn auch Leute?  
Der Vater sprach: Nun ja,  
nicht ganz, doch so beinah.

Buschs Gedicht täuscht wohl mit seinen heiteren Reimen und Versen eine gute Weile hinweg über seinen Hinterhalt, aber wenn man eben recht hinsieht, sitzt man schon in der Falle der Ironie: Was ein Spiel scheint, ist Ernst, und indem das Gleichnis beredt wird, fühlt man sich angesprochen, wenn auch nur durch die naive Frage eines Bauernjungen: „Sind Affen denn auch Leute?“

Erich Kästner hat für die verlegene Frage des Bauernjungen eine andere Antwort parat als der verlegene Vater; in der Tat: es liegt ja auch nahe, das Problem bei den Hörnern zu packen und die Frage umzukehren: Sind Leute denn auch Affen? Sein Gedicht präsentiert das Thema und Problem ungeniert im Titel: „Die Entwicklung der Menschheit“<sup>17</sup>.

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt,  
behaart und mit böser Visage.  
Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt  
und die Welt asphaltiert und aufgestockt,  
bis zur dreißigsten Etage.

Da saßen sie nun, den Flöhen entflohn,  
in zentralgeheizten Räumen.  
Da sitzen sie nun am Telefon.  
Und es herrscht noch genau derselbe Ton  
wie seinerzeit auf den Bäumen.

Sie hören weit. Sie sehen fern.  
Sie sind mit dem Weltall in Fühlung.  
Sie putzen die Zähne. Sie atmen modern.  
Die Erde ist ein gebildeter Stern  
mit sehr viel Wasserspülung.

Sie schießen die Briefschaften durch ein Rohr.  
Sie jagen und züchten Mikroben.  
Sie versehn die Natur mit allem Komfort.  
Sie fliegen steil in den Himmel empor  
und bleiben zwei Wochen oben.

Was ihre Verdauung übrig läßt,  
das verarbeiten sie zu Watte.  
Sie spalten Atome. Sie heilen Inzest.  
Und sie stellen durch Stiluntersuchungen fest,  
daß Cäsar Plattfüße hatte.

So haben sie mit dem Kopf und dem Mund  
den Fortschritt der Menschheit geschaffen.  
Doch davon mal abgesehen und  
bei Lichte betrachtet sind sie im Grund  
noch immer die alten Affen.



Kästners Gedicht spielt sich mit seinem Leierkastenrhythmus dem Zuhörer über das Gemüt langsam, aber sicher ins Bewußtsein; dort angelangt wirkt es wohl allzu provokant und man möchte mit Entrüstung ausrufen: Das geht zu weit! Aber die Ironie, die dem Menschen hier übel mitspielt, die ihm aufspielt und ihm seine nicht gerade rühmliche Geschichte vorspielt, ist eben doch ein Spiel, ein Bild, ein Gleichnis mit einem dissonanten *Tertium comparationis*, also lautend: Wie das Bild es vortäuscht, so – sollte die Wirklichkeit nicht sein. Und ob sie so ist, möge er selbst entscheiden – der Mensch!

Erich Kästner hatte nach dem Zweiten Weltkrieg wohl Grund genug für seine Skepsis an der menschlichen Kultur; lag doch die Frage nahe genug: Was hat er denn erreicht, der seiner selbst so gewisse und immer wieder mit Stolz zitierte menschliche Geist? Das deutsche Wort *Natur* reimt sich auf glückliche Weise mit dem Wort *Kultur*, aber fatalerweise enthalten beide Worte die Reimsilbe: *ur*. Kästner hat von diesem aufdringlichen Zeichen Gebrauch gemacht und den strebsamen Menschen mit diesem hinterhältigen Trick heruntergeholt von seinem kulturellen Podest. Sein kurzes Gedicht heißt „Der Streber“<sup>18</sup>:

Vom frühen bis ins späte Alter,  
mit Mordsgeduld und Schenkelschluß,  
rankt er sich hoch am Federhalter  
und klettert, weil er sonst nichts muß.  
Die Ahnen kletterten im Urwald.  
Er ist der Affe im Kulturwald.

Kästners Gedicht ist von plakativer Kürze und provokativem Zynismus: Der Mensch als Kletterer, sei es im Urwald oder im Kulturwald. Die Frage ist am Ende: Was aber kommt heraus aus seiner kulturellen Kletterpartie? Eine Antwort wird nicht erwartet, wenigstens nicht als Wiederholung der beiden Verse: „Die Ahnen kletterten im Urwald./Er ist der Affe im Kulturwald.“ Die Frage aber ist immerhin eine provokative Infragestellung der menschlichen Kultur; ihre Fragwürdigkeit auf diese beleidigende Weise zu konstatieren ist gleichermaßen eine Herausforderung: Wie reagiert er – der Mensch?

Am Ende stellt sich die Frage: Warum fällt dem Menschen die Lektion seiner Fabel so schwer? Erinnert ihn die literarische Karikatur allzu schmerzlich an seine kaum überwundene biologische Larve? Warum? Mythische Bilder lehrten uns doch schon die Freundschaft zwischen Menschen und Tieren, und immer auch die Eigen-Art, den Eigen-Wert und die herrschaftliche Sonderstellung des Menschen; die Fabelbilder aber spiegeln mit der verzweifelten Sorge des Menschen, sich abzugrenzen von den dienstbaren Tieren, doch gerade und vor allem die Verwandtschaft mit den Affen: In der von der Vernunft gelenkten Mühe, die Verwandtschaft mit den subhumanen Vettern im Tierfell zu widerlegen, bestätigt sich die peinliche Einsicht, daß der Mensch noch weit entfernt ist von dem idealen Ziel, seinem Namen Ehre zu machen: ein humanes Wesen zu sein und als Mensch zu repräsentieren, was sein Name ihm auferlegt: Menschlichkeit.



ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Die Literatur zu diesem Thema ist kaum noch zu überschauen. Beispielhaft die bescheidene, aber weiterführende Literaturliste bei J. Illies, *Zoologie des Menschen. Entwurf einer Anthropologie* (München 1971) 225–227.
- <sup>2</sup> Aesopische Fabeln, übt. v. A. Hausrath (München 1943) 81–83.
- <sup>3</sup> Fabeln der Antike, hrsg. v. H. C. Schnur (München 1978) 61.
- <sup>4</sup> Ebd. 59.
- <sup>5</sup> *Der Physiologus*, übt. v. O. Seel (Zürich o. J.) 43.
- <sup>6</sup> Gesamtausg., übt. v. R. Mayr (Düsseldorf 1964) 141.
- <sup>7</sup> *Werke*, hrsg. v. J. Perfahl, Bd. 1 (München 1969) 1025f.
- <sup>8</sup> *Le Roman de Renart*, übt. v. H. Janss-Meyer (München 1965) 115, 103, 237.
- <sup>9</sup> HA II, 374–377.   <sup>10</sup> HA III, 75–79.
- <sup>11</sup> G. W. F. Hegel, *Ästhetik*, hrsg. v. F. Bassenge (Berlin 1965) I, 52.
- <sup>12</sup> E. v. Bauernfeld, *Die Reichsversammlung der Tiere*, in: *Ges. Schr.*, Bd. 9 (Wien 1873) 43.
- <sup>13</sup> J. Illies, a. a. O. 51.
- <sup>14</sup> *Werke*, hrsg. v. K. Schlechta (München 1954ff.) Bd. 2, 279.
- <sup>15</sup> Gesamtausg., hrsg. v. K. L. Schneider, Bd. 1 (1964) 199f.
- <sup>16</sup> *Hist.-krit. Gesamtausg.*, hrsg. v. F. Bohne, Bd. 4 (Wiesbaden o. J.) 270f.
- <sup>17</sup> *Gesang zwischen den Stühlen* (1932), in: *Ges. Schriften*, Bd. 1 (Köln o. J.) 223f.
- <sup>18</sup> *Kurz und bündig* (1950), ebd. 337.